



Augusta und Owen sind von der Großstadt Philadelphia aufs Land gezogen, wo sie ein ruhiges, abgeschiedenes Leben führen, wo sie Raum für sich und ihre Kunst haben, Gus als Malerin, Owen als Schriftsteller. Doch ihre Verletzungen konnten sie nicht zurücklassen: Gus hatte eine Affäre, und nun versuchen die beiden, ihre Ehe zu retten. Als ins nächstgelegene Haus eine neue Mieterin einzieht, die quirilige Britin Alison, geschieden und ebenfalls Malerin, ändert sich das stille, isolierte, vorsichtige Leben des Paares grundlegend ...

Ein kluger, intensiver Roman über die Liebe, vor allem über die Liebe in der Ehe, über das, was sie zerstören und was sie erhalten kann.

ROBIN BLACK lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in Philadelphia. Ihre Erzählungen und Essays sind in zahlreichen Zeitschriften veröffentlicht worden, und sie hat Stipendien der Leeway Foundation und der MacDowell Colony erhalten. Heute lehrt sie am Brooklyn College. Mit ihrem Roman »Porträt einer Ehe« kam sie auf die Longlist des Flaherty-Dunnán First Novel Prize.

Robin Black

# Porträt einer Ehe

Roman

*Aus dem Amerikanischen  
von Brigitte Heinrich*

**btb**

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Life Drawing« bei Random House, Imprint von Random  
House LLC, Penguin Random House Company, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2018

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2014 Robin Black

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

Luchterhand Literaturverlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Composing mit Shutterstock / jara 3000

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

CP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71589-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Für meine Kinder  
Elizabeth, David und Annie  
&  
Für meine Mutter  
Barbara Aronstein Black



Das größte Glück im Leben besteht in dem Bewusstsein,  
geliebt zu werden; geliebt um unserer selbst willen  
beziehungsweise ungeachtet unserer selbst.

VICTOR HUGO

Unsere Toten sind für uns niemals tot, bis wir sie vergessen  
haben.

GEORGE ELIOT





# 1

In den letzten Tagen vor seinem Tod besuchte mein Mann Alison jeden Nachmittag. Ich schaute zu, wenn Owen über die verschneite kleine Anhöhe zwischen unseren Grundstücken stapfte, einmal von mir weg, das andere Mal auf mich zu. Und fragte mich, woran er dabei dachte. Fragte mich auch, ob Alison ihm ebenfalls von einem Fenster aus zusah und ob sein Gesichtsausdruck, wenn er auf sie zukam, sich von dem unterschied, den ich sah, wenn er wieder nach Hause zurückkehrte.

In den Wochen nach seinem Tod starrte ich aus demselben Fenster in unserem Wohnzimmer, dem am nächsten zum Kamin gelegenen, oft eine geschlagene Stunde lang. Manchmal sogar länger. Einen Tag nach seinem Begräbnis hatten wir einen gewaltigen Schneesturm. Ich sah zu, wie beinahe ein Meter Schnee fiel und den ganzen Januar über, bis in den Februar hinein, liegen blieb; gelegentlich kamen noch ein paar Zentimeter hinzu, und überall bildeten sich Verwehungen, die die Landschaft einebneten, so dass die Anhöhe nicht mehr ganz so ausgeprägt war und sämtliche Bäume mit ihren tief im Schnee steckenden Stämmen weniger hoch erschienen.

Ich stelle mir vor, dass es sehr schön ausgesehen haben muss. Doch sich etwas vorzustellen und sich an etwas zu erinnern ist nicht ganz dasselbe. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich es damals anders als gespenstisch empfand.

Owen erhielt keine Erdbestattung. Praktisch seit dem Tag, an dem wir uns kennenlernten, hatte ich gewusst, dass er eingäschert werden wollte. Wir hatten einander auf eine Weise den Hof gemacht – auch wenn dieser Ausdruck uns beiden altmodisch vorgekommen wäre –, zu der gehörte, dass wir viel über den Sinn des Lebens und die Aussicht auf den Tod diskutierten. Wir waren jung, blutjung, und zweifellos glaubte keiner von uns wirklich daran, dass er jemals sterben würde, was diese Diskussion, die oft spätnachts, gleich nach dem Sex stattfand, erfrischend machte. Die Vergänglichkeit der Existenz berge eine gewisse Schönheit, sagten wir. Die Sterblichkeit zu akzeptieren sei befreiend. Religion sei etwas für Dummköpfe. Religion, im Verein mit Trauungen, Thanksgiving-Essen, Kombiwagen, Fortpflanzung und so weiter. Eine Beerdigung sei eine perverse Idee, wenn man einmal wirklich darüber nachdenke, ohne die kulturellen Voraussetzungen, die einen blendeten. All diese toten Körper, die all dieses Land für sich beanspruchten. Ein absonderlicher, fetischistischer Brauch.

Wir würden ein Paar sein, das sich einäschern ließ. Das wurde schon früh beschlossen.

Außer dass wir niemals sterben würden.

Ich dachte über so viele Dinge nach in jenen ersten, schneereichen Wochen, einschließlich der Tatsache, dass auch ich sterblich war, dass auch ich eines Tages verschwinden und Dinge hinterlassen würde wie zum Beispiel Glasscheiben, durch die andere hindurchblicken konnten, und eine Kälte, die sie spüren würden. Schnee, der nicht nur versonnen betrachtet werden konnte, sondern geräumt werden musste. Praktische Dinge, bei denen ich nicht länger Hilfe oder Hindernis sein würde. Beziehungen, die aufgegeben wurden wie nicht zu Ende geführte Gedanken.

Nicht, dass noch nie ein mir nahestehender Mensch gestorben wäre. Ich war siebenundvierzig. Nur wenige erreichen dieses Alter unbeschadet, und ich war noch ein Kleinkind, als eine Hirnblutung innerhalb von Stunden meine Mutter dahinraffte; dann verlor meine ältere Schwester Charlotte mit sechsundvierzig den schmutzigen Kampf gegen Krebs, und mein Vater befand sich einsam und demont auf dem Weg in einen hässlichen, zutiefst ungerechten Tod.

Doch Owen war Owen. Owen war ich selbst. Ich war Owen. Einschließlich der Wut und allem, was dazugehörte. Dem Verrat und allem, was dazugehörte. Wenn Owen ins Zimmer kam, hätte ich ihn vielleicht oft – sozusagen – am liebsten umgebracht, doch gleichzeitig hätte ich die meiste Zeit meines Lebens nicht wirklich sagen können, wo ich aufhörte und er begann. Und dann starb er. Ließ mich am Fenster stehen und auf die Landschaft hinausstarren, als könnte er, nun, als könnte er eines Tages einfach wieder auftauchen. Natürlich.

Was die Einäscherung anbetraf, war ich meiner Sache sicher, tatsächlich aber waren viele unserer Ansichten im Lauf der Jahre gemäßiger geworden. Das ist der Lauf der Dinge. Irgendwann gab es eine Trauung. Es gab Versuche zur Fortpflanzung, die in der Entdeckung mündeten, dass Owen nicht konnte. Und als wir den Minivan kauften, etwas, das wir geschworen hatten, niemals zu tun, geschah das zum Transport meiner Bilder, nicht irgendwelcher Kinder wegen. Wir wurden nie religiös, keiner von uns, doch den Wert von Ritualen lernten wir schätzen. Zwar feierten wir kein Thanksgiving samt seiner Anspielungen auf pockeninfizierte Decken und europäische Dominanz, doch am zweiten Samstag im April veranstalteten wir eine große Party, luden alte Freunde aufs

Land ein, kochten unsinnige Mengen, tranken zu viel und sprachen angeregt über heidnische Frühlingsfeste. Und als wir noch in der Stadt wohnten, durchlebten wir eine Phase, in der wir jeden Mittwochabend Kerzen anzündeten. »*Ain't nobody's Sabbath but our own*«, sang Owen beim ersten Mal, und danach spielten wir jeden Mittwoch Billie Holiday.

Doch eigentlich ist *gemäßigter* nicht das richtige Wort. Unsere Ansichten mäßigten sich nicht. Genauer gesagt, reagierten wir auf das Leben. Und immer wieder reagierten wir auf Bedrohungen. Gegen uns. Gegen uns als die, die wir waren. Warum heirateten wir schließlich doch? Weil ich das Versprechen gebrochen hatte, das wir einander nie gegeben hatten. Owen verzieh mir, jedenfalls machten wir weiter, dieses Mal aber mit einem Gelöbnis. Warum versuchten wir, Kinder zu bekommen? Weil es irgendwann eine Zeit gab, als sich – fünf Jahre zuvor noch völlig absurd! – die Möglichkeit in unsere Gedanken einschlich, dass wir mehr brauchen könnten als nur einander. Unser Gefüge schien sich zu verschleifen. Und weshalb dieses Bedürfnis nach Ritualen? Um uns einen Halt zu geben. *Ich werde jeden zweiten Samstag im April da sein. Ich werde jeden Mittwochabend da sein.*

So sahen wir es natürlich nie. Ich sah es später so. Das passiert, wenn einer von zweien stirbt. Die Uhr bleibt stehen. Die Geschichte endet. Man kann versuchen, allem einen Sinn zu geben. Anfangen, Muster zu erkennen. Anfangen zu verstehen. Vielleicht kann man nur anfangen zu verstehen. Vielleicht sind die Muster lediglich aufgezwungen. Doch die Sache nimmt eine andere Form an. Sie nimmt eine Form an.

Oder, wie einer meiner Lehrer zu sagen pflegte, du kannst die Landschaft nicht sehen, in der du stehst.

Aber du fängst damit an, wenn du einen Schritt zur Seite trittst.

Das bin ich, kurz vor meinem ersten flüchtigen Blick auf Alison: Ich stehe da, die Hände in die Hüften gestemmt, und betrachte ein Beet mit Basilikum, das Samenstände gebildet hat, und ärgere mich über mich selbst, weil ich wieder so viel gesät und es wieder nicht geschafft habe, es rechtzeitig zu ernten. Es ist einer dieser obszön heißen, späten Julitage, an denen man aus dem Haus tritt und glaubt, irgendwo sei ein schrecklicher Fehler passiert, denn Wetter könne eigentlich nicht so drückend sein. Meine Haare sind lang und immer noch beinahe tiefschwarz; ich habe sie zu einem festen Zopf geflochten und am Hinterkopf festgesteckt, um den Nacken freizuhalten, und wenn die Sonne nicht zu hoch gestanden wäre, um einen Schatten zu werfen, dann hätte meiner ausgesehen, als ständen von meinem Kopf Federn ab. Ich trage nur einen BH und Shorts. Mit siebenundvierzig ist mein Körper gebräunt von der Gartenarbeit, vom Mähen und Spazierengehen. Und ich bin kräftig, kräftiger denn je, bevor ich aufs Land gezogen bin. Mein Gesicht? Mein Gesicht ist großflächig, meine russischen Vorfahren haben mir ihre breiten, hervorstehenden Wangenknochen und ihre schweren, kantigen Kiefer vererbt. Und meine Augen sind dunkelblau und wirken unter den dicken schwarzen Brauen noch blauer. Falls ich schön bin, dann nicht im klassischen Sinne; doch mit siebenundvierzig finde ich mich schön. Schöner als mit zwanzig oder dreißig. Inzwischen habe ich nicht mehr so viel gegen Spiegel einzuwenden. Wenn ich ehrlich bin, gebe ich zu, dass ich sie manchmal aufsuche. Ich betrachte mein Gesicht, meinen Körper mit einer Art klinischer Nüchternheit, in die sich eine gewisse Bewunderung mischt. Ich wollte immer stark sein. In diesem Jahrzehnt sehe ich endlich stark aus. Ich fühle mich stark.

Und ich fühle mich allein. Als ich so vor dem Haus stehe in dem Wissen, dass die Post schon da war und in den nächsten vierundzwanzig Stunden niemand mehr in die Nähe kommen wird, bin ich auf eine Weise allein, die mir inzwischen vertraut geworden ist, die ich aber niemals so erlebt habe, bis wir vor knapp drei Jahren an diesen Ort am Ende der Welt zogen. Es ist eine Art Einsamkeit, die sogar dann noch andauert, wenn Owen neben mir steht. Es ist eine Einsamkeit, die ihn mit einschließt. Wir sind vom Rest der Welt abgeschnitten. Wir sind für die Welt unsichtbar. Zu diesem Zeitpunkt sind wir ein einziges Wesen, ein Wesen, das hin und wieder mit sich selbst streitet – wie ein Knie, das schmerzt, oder ein müder Rücken, der nicht mehr will, so dass man sagt: *Mein Gott, könntest du nicht mal aufhören, so herumzuzicken?*, doch man sagt es zu einem Teil von sich selbst.

Während ich auf die Kräuter hinunterblicke, ist Owen in der Scheune und schreibt – oder versucht zu schreiben. Seit Monaten schon ist er der müde Rücken, der nicht mehr will. Er stellt sich vor, seine Prosa sei an einen fernen Teil unseres Universums abgewandert, habe sich dort irgendwo verkrochen und sei gestorben. Er verbringt noch immer ganze Tage in der Scheune, doch wenn er herauskommt, sieht er bekümmert aus. Ich spüre die ganze Zeit seinen Schmerz, obwohl es mit meiner Arbeit gut vorangeht, und wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb ich in den Garten gegangen bin, in diesen so schrecklich heißen Tag hinaus. Ich bin an seiner statt ruhelos. Ich bin als Teil von ihm ruhelos.

Das Basilikum, das ich so ärgerlich bäuge, wuchert. Die Luft duftet danach und nach Lavendel. Owen und ich sind enthusiastische, unerfahrene Gärtner. Wir sind nicht aufmerksam genug. Wir staunen immerzu. Wir sind ahnungslos, was die Natur angeht, von jedem ihrer Tricks aufs Neue verblüfft.

Sogar als ich mich über mich selbst ärgere, weil ich das Basilikum habe ins Kraut schießen lassen, bin ich noch von Ehrfurcht erfüllt. Ein Wunder! Diese Pflanzen, die einfach immer weiterwachsen und wissen, was als Nächstes zu tun ist und als Nächstes und Übernächstes.

»Halloooo ...«

Ich bin nicht allein.

Zunächst: eine britische Stimme. Dann eine kleine Frau in einem fliederfarbenen Sommerkleid. Mit einem grauen Lockenschopf. »Alison Hemmings«, sagt sie und streckt die Hand aus, lange bevor ich sie ergreifen kann. »Ich habe das Haus dort drüben gemietet. Es tut mir leid, wenn ich in einem unpassenden Moment auftauche ...« Ein lächelndes Gesicht. Runde Wangen. Ein fester Händedruck. Auffällige, hellgraue Augen, beinahe so silbern wie ihr Haar.

Seit wir hier sind, hat noch nie jemand nebenan gewohnt, in dem einzigen Gebäude, das von unserem Haus aus zu sehen ist. Ich habe aufgehört, es mir mit Innenräumen vorzustellen. Es ist nur noch eine schäbig schöne Fassade.

»Gus Edelman«, sage ich. »Eigentlich Augusta, aber Gus. Willkommen.«

In meiner Stimme schwingen lauter Fragezeichen, dann fällt mir ein, dass ich nur einen BH trage. Zwischen den Gedanken an die Nachbarin mischt sich der, dass dieser BH, purpurfarben, vielleicht als Badeanzug durchgeht, dann der, dass es ihr recht geschieht, wenn sie einfach so hereinplatzt – obwohl sie eigentlich nicht hereingeplatzt ist. Dann der Gedanke, dass es zu spät ist, noch etwas zu meinem BH zu sagen. Wir haben die Tatsache, dass er da ist, bereits hingenommen. Wir machen weiter.

»Es ist so schön hier, nicht wahr?«, sagt sie.

»Ja, das ist wahr«, sage ich. »Kann ich Ihnen irgendwie

behilflich sein?« Das klingt nicht ganz richtig, ich weiß. Ich höre mich an wie eine Verkäuferin, die am Ende des Tages so schnell wie möglich ihren Laden schließen will.

Sie erzählt mir, dass sie das Haus gemietet hat. »Mindestens bis Ende September«, sagt sie. »Vielleicht länger. Je nachdem, wie es läuft.«

»Ich habe gar nicht mitbekommen, dass es zu vermieten war.«

Die Eigentümer, ein junges Paar, die das Anwesen von einem entfernten Verwandten geerbt haben, waren nur ein einziges Mal zur Besichtigung da gewesen, vor vielleicht ein-einhalb Jahren. Sie waren das Land abgeschritten, etliche Hektar, hatten sich allem Anschein nach gestritten und waren dann davongefahren, um nie wieder zurückzukehren.

»Haben Sie die Anzeige nicht gesehen?«, fragt sie. »Denn Sie werden darin genannt. Sie und ... Ihr Mann?«

Ich schüttle missbilligend den Kopf. »Ich hatte keine Ahnung ...«

»Auf einer dieser Vermietungsseiten. Eine der Besonderheiten ist das Ehepaar nebenan. Der Schriftsteller. Die Malerin.«

»Oh. Wie merkwürdig. Sie haben mit keinem Wort erwähnt ...«

Sie lächelt. »Ich verspreche Ihnen, dass ich Sie nicht belästigen werde, aber die Lage wurde dadurch etwas reizvoller. Tatsächlich bin ich ebenfalls Malerin. Und irgendwie war der Gedanke einer kreativen Enklave ... außerdem dachte ich mir, wenn Sie in der Anzeige genannt werden, sind Sie wahrscheinlich keine Axtmörder.«

»Nicht in letzter Zeit«, sage ich. »Zumindest ich nicht.« Während unseres Gesprächs komme ich zu dem Schluss, dass sie nur ein paar Jahre älter ist als ich, trotz ihrer grauen



Haare. Anfang fünfzig. Wir betrachten einander verlegen, bis sie sagt, dass sie sich eigentlich wieder ans Auspacken machen sollte. Ich biete ihr an, es uns wissen zu lassen, wenn wir ihr bei der Eingewöhnung behilflich sein könnten, aber ich sage es ohne besonderen Enthusiasmus, und als sie sich umdreht, bücke ich mich und pflücke sofort ein paar Stängel des aufgeschossenen Basilikums, als hätte sie mich bei einer wichtigen, dringenden Aufgabe unterbrochen.

»Vielen Dank«, ruft sie zurück. »Es war sehr nett, Sie kennenzulernen!«

Als ich mir sicher bin, dass sie weg ist, richte ich mich auf, die Hände voller Basilikumstängel. Ich blicke in Richtung Scheune und überlege mir, ob ich hinübergehen soll. Eine neue Nachbarin ist eine große Neuigkeit. Doch dann beschließe ich, dass das noch warten kann. Owen braucht seine Ruhe, damit er den Stein wieder den Berg hinaufrollen kann. Auch ich muss mich wieder an die Arbeit machen, und so gehe ich statt nach links nach rechts und ins Haus.

Wir waren vor knapp drei Jahren in dieses Farmhaus gezogen, nach dem Tod von Owens Tante Marion, die uns überraschend ein kleines Vermögen vererbt hatte. Sehr klein. Doch immerhin, für uns ein Vermögen. Genug Geld, um gründlich darüber nachdenken zu können, was wir in unserem Leben verändern wollten, und genug Geld, etwas zu verändern, ohne allzu sehr darüber nachdenken zu müssen. Zum ersten Mal überhaupt verfügten wir über ein Sicherheitsnetz. Wir hatten immer schon davon gesprochen, vielleicht, eines Tages, auf dem Land zu leben, doch als es möglich wurde, machten wir Ernst, prüften die Immobilienseiten im Internet, fuhren über die Vororte hinaus, um Häuser zu besichtigen, von denen wir

in Sekundenschnelle wussten, dass wir sie niemals würden besitzen wollen. Zu neu. Zu offensichtlich für Familien mit Kindern gebaut. Zu nah bei anderen Menschen.

Dann stießen wir auf dieses Farmhaus und waren sofort Feuer und Flamme. 1918 erbaut, war es auf genau die Art und Weise bezaubernd, nach der wir gesucht hatten. Wir sahen es zum ersten Mal an einem windigen Maitag, als landauf, landab jedes Blatt zwischen Erde und Himmel nur so schimmerte und glänzte. Ich hatte das Gefühl, als wären wir zufällig auf den geheimen Ort gestoßen, an dem das Universum seine exquisitesten Grüntöne testete. Der makellos runde Teich sah aus wie aus dem Märchen, bald würden sich Froschkönige ans Ufer setzen. In meinem ganzen Leben habe ich mich nur sehr selten verliebt; und einmal waren es diese drei Hektar, unser Zuhause, noch am selben Tag.

Ich wollte dort leben. Ich wollte jede Aussicht malen.

Owen konnte in der Scheune mit den steinernen Grundmauern schreiben, sobald wir Strom hatten, und ich konnte mir in der dreiseitig verglasten Veranda ein Atelier einrichten. Natürlich musste einiges getan werden. Die Küche an der Rückseite des Hauses bot einen furchtbaren Anblick; ihre einzigen Vorzüge waren ein wunderschöner alter Terrakottafußboden und eine Tür mit Sprossenfenstern, die ins Freie führte, dorthin, wo später einmal unser Garten sein sollte. Das Dach war ein Witz – wie ein Glas mit Löchern, zum Lecken prädestiniert. Doch das Haus war spottbillig, und wir hatten mehr als genug Geld, es herzurichten.

Unsere Freunde in Philadelphia, unverbesserliche Städter, hielten uns für verrückt, und wir beide gefielen uns ganz gut in dieser Rolle. In unserem Bekanntenkreis war es schwer, sich irgendeine Exzentrik zuzulegen, die nicht schon ein anderer für sich beanspruchte. Über Nacht wurden wir schräge

Vögel, derentwegen man die Augen rollte und amüsiert den Kopf schüttelte.

*In einer Woche sind sie wieder da.* Wir hatten uns von der Gruppe abgesetzt. Und in einem anderen Sinne, einem ganz und gar wörtlichen Sinne, war es genau das, was wir brauchten.

Keiner von uns gestand sich ein, dass dieser Umzug irgendwas mit meiner Untreue zwei Jahre zuvor zu tun hatte. Unsere Trauung in der City Hall, dieses Ritual, das einen Schlusspunkt unter die ganze Episode hatte setzen sollen, lag schon ein paar Monate zurück. Das bedeutete jedoch nicht, dass der Verrat nicht weiterhin irgendwo in unserem Leben lauerte, ein höhnischer kleiner Kobold, der uns herausforderte, ihn beim Namen zu nennen.

Owen, das wusste ich, wurde auf Schritt und Tritt daran erinnert. Als ich es ihm gestanden hatte, hatte ich alles gebeichtet – mit der ganzen irreführenden Leidenschaftlichkeit einer Frau, die glaubt, sich selbst zu erlösen, und dabei vergisst, dass sie damit vielleicht den Zuhörer belastet. Owen wurde zu dem Mann, der zu viel wusste. Er hatte ständig eine Landkarte mit Treffpunkten im Kopf, mit Orten, an denen wir Bill zufällig hätten begegnen können. Vor seinem inneren Auge sah er uns hier in ein schummrig beleuchtetes Café hineinhuschen oder, ein paar Minuten danach, dort aus einem Hotel schlüpfen. Er kannte den Weg von unserem Haus zu Bill. Er wusste, wo Bills Anwaltspraxis lag.

Ich glaubte immer, dass Owen wahrscheinlich eines Tages seinerseits eine Affäre haben würde, in gewisser Hinsicht um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Wenn ich in einer bestimmten düsteren Stimmung war, glaubte ich sogar, er habe das Recht dazu, obwohl mich der Gedanke abstieß. Sexuelle Eifersucht. Emotionale Eifersucht. Ich konnte die Aussicht

nicht ertragen durchzumachen, was er durchgemacht hatte. (Was ich ihn durchzumachen gezwungen hatte.) Doch ein Teil von mir glaubte, dass es nur gerecht wäre. Ein Teil von mir glaubte, es würde uns vielleicht wieder ins Lot bringen.

Ein paar Mal hatte ich mich selbst beinahe davon überzeugt, dass es so weit war. Da war eine seiner Studentinnen, deren Name allzu oft genannt wurde. Victoria Feldman. Und ein wenig später eine junge Frau, ein Mädchen eigentlich, die in einem Café in der Nähe arbeitete. In beiden Fällen meinte ich, eine gewisse atmosphärische Spannung wahrzunehmen. Ich hatte so meinen Verdacht. Doch dann, aus welchen Gründen auch immer, änderte ich meine Meinung wieder. Vielleicht sagte er, Victoria Feldman sei *ermüdend*, ein Wort, von dem ich wusste, dass er es nie auf eine Frau anwenden würde, mit der er ins Bett ging, nicht einmal, um etwas zu vertuschen. Vielleicht nahm ich die hübsche Bedienung im Café ein wenig genauer in Augenschein und stellte fest, dass ihr Alter näher bei sechzehn lag, als ich vermutet hatte. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie ich zuerst auf den Gedanken dieser nichtexistenten Liebschaften kam und dann wieder davon abrückte, doch im Grunde war ich stets auf der Hut.

Lange vor diesen Ereignissen, als Teenager, spielten meine Schwestern und ich, nur wir drei, immer ein Spiel, das aus nichts anderem bestand, als *Da ist ein netter kleiner Freund für dich* zu flüstern, sobald wir einen Jungen sahen – oder, im Fall meiner Schwester Jan, ein Mädchen. Meist war es sarkastisch gemeint: *Da ist ein netter kleiner Freund* oder *eine nette kleine Freundin für dich*, wenn auf einer Party gerade der schlimmste Skinhead oder die hässlichste Punkerin zur Tür hereinkam. Hin und wieder war es aber auch anerkennend gemeint: *Da ist ein netter kleiner Freund für dich. Nein, im*

*Ernst. Neben der Tür.* Wir hielten stets und ständig Ausschau. Alle Teenager tun das, nehme ich an. Wir waren menschliche Periskope, die suchten und suchten. Und die Tatsache, dass wir zu dritt und in einem ähnlichen Alter waren, bedeutete, dass es nie vorkam, dass nicht wenigstens ein Augenpaar auf diese Weise beschäftigt war.

Die Zeit zwischen meiner Affäre und unserem Umzug aufs Land glich dem ein wenig. Ist sie das? Wäre das möglich? *Da ist eine nette kleine Freundin für dich.* Ich hoffe, er ist anderer Meinung. Ich hoffe, er sieht sie nicht. Ich hoffe, er sieht sie. Ich hoffe, er erzählt es mir nie. Ich hoffe, er tut es. Der Gedanke war niemals fern.

*Wir könnten jetzt aufs Land ziehen, weißt du.*

Wir erzählten die Geschichte immer so, als wären wir beide gleichzeitig auf die Idee gekommen, gerade so, als hätten wir sie in die Tat umgesetzt, ohne dass einer von uns sie hätte in Worte fassen müssen. Tatsächlich aber war ich diejenige, die es aussprach, als wir spätnachts bei Kaffee und Kuchen in einem Diner herumsaßen und zu begreifen versuchten, wie sehr unsere Lebensumstände sich durch dieses neuerdings üppige Bankkonto verändert hatten.

»Wir könnten jetzt aufs Land ziehen, weißt du.«

Das ist Owen am Tag unseres Einzugs: Er schreitet die Entfernung zwischen der Küchentür und dem großen Scheunentor ab. Knapp zwei Meter groß und schlank, nahezu schlaksig, setzt er die Ferse des einen Fußes immer wieder vor die Zehen des anderen; dabei sieht er aus, als hätte er nur ein Bein, und schon eine leichte Brise würde ihn umwehen. Es ist Herbst, Mitte Oktober, und die Grüntöne von unserer ersten Begegnung mit dieser Landschaft haben sich in Schale geworfen, in

Orange, Scharlachrot und Gelb, um uns willkommen zu heißen. So viel Schönheit kann man kaum in sich aufnehmen. Und aus diesem Grund tut Owen, was er tut, und vermisst diese Linie – die zu messen es nicht den geringsten Grund gibt. Weil Owen genau das tut, wenn er von etwas überwältigt ist.

Während ich ihm von meinem zukünftigen Atelier aus zusehe, weiß ich, dass er nicht wirklich wissen muss oder auch nur wissen will, wie viele Fußlängen es von einem Gebäude zum anderen sind. Außer dass es ein Anfang ist. In diesem Wirbelsturm unfassbarer Schönheit fängt er mit dem Boden an, mit seinen eigenen Füßen auf diesem Boden. Er fängt mit einer Messung an. Und während ich am Fenster stehe, erinnere ich mich daran, wie er mich zum ersten Mal liebte, körperlich liebte. Wie sich diese ersten sexuellen Momente anfühlten, als er die Sommersprossen auf meinem Bauch zählte, seine Hand über meine Brust spannte, von Warze zu Warze, und meinen Körper mit seinem vermaß, so ernsthaft, so merkwürdig in sich selbst versunken und doch auf nichts anderes aus, als mich kennenzulernen, beides zusammen. Es war eine Form der Hingabe, wie ich sie mir davor nie hätte vorstellen können; er prägte sich meinen Körper ein, und damit vertraute er sich mir an.

Ich würde dem nie etwas Entsprechendes entgegensetzen können, dessen war ich mir sicher.

Als er die Scheune erreicht, entspannt sich sein Körper. Er dreht sich um und geht rasch, locker, wieder zum Haus zurück. Mit achtundvierzig wirkt er immer noch jungenhaft. Er ist dieser Junge mit den etwas zu langen Haaren, die ihm ins Gesicht fallen, in einem Pullover, den er sich offenbar von seinem Vater geliehen hat. Seine Gliedmaßen wirken immer noch so, als würde er mit der Zeit in sie hineinwachsen. Als

er näher kommt, sehe ich den Ernst in seinem Gesicht. Er hat ein Problem gelöst. Jetzt wird er sich dem nächsten widmen. Die Tiefe des Teichs ausloten. Oder die Kellerstufen zählen. Das bedeutet es für ihn, irgendwo einzuziehen, so wie für mich, die Wände anzustreichen und Bilder aufzuhängen. Bei ihm geht es vor allem darum, Wissen zu erwerben. Bei mir geht es darum, einen Ort so umzugestalten, wie ich ihn haben möchte.

Das sind die Dinge, die man sieht, wenn man einen Schritt zur Seite tritt. Das bedeutet nicht, dass man recht hat. Es bedeutet nur, dass es das ist, was man sieht.

## 2

Das Basilikum, das ich an jenem Tag pflückte, endete in einem Einmachglas auf dem Küchentisch, wo es mehr als nur ein bisschen traurig aussah, und ich ging zurück in mein Atelier und machte mich wieder an die Arbeit.

Es ist typisch für mich, dass meine künstlerischen Schaffensphasen aus etwas entstehen, das sich meiner Kontrolle entzieht. (Das trifft natürlich auch auf schlechte Zeiten zu, was die Hölle ist – wie Owen es gerade tagtäglich erlebt.) Meine Schaffensphase in diesem Sommer hatte mit der Renovierung des Badezimmers begonnen, zu der wir ein paar Wochen vor Alisons Ankunft endlich gekommen waren. Das Badezimmer im zweiten Stock war eine Katastrophe. Wir hatten es kaum benutzt und seinen Zustand mehr oder weniger ignoriert, doch in diesem Winter waren erstmals die Kacheln von der Wand gesprungen, und irgendwie machte das die durchhängende Decke unerträglich. Im Mai holten wir einige Angebote ein, die alle günstig waren. Niemand hatte genug Arbeit, alle kürzten ihre Gewinnspannen. Wir beauftragten den Mann, den wir am nettesten fanden, und noch bevor die Woche um war, hatte er ein paar Leute geschickt, die alles herausrissen.

Schlecht gelaunt hatte ich den Morgen damit verbracht, mir das Hämmern und Krachen und das allzu laut dröhnende Radio anzuhören und war dann gegen Mittag hinaufgegangen, um zu fragen, ob sie etwas zum Mittagessen bräuchten.



Dabei fiel mein Blick auf etwas, das in meinem Flur herumlag. Ein Haufen zerknüllter, zerknitterter alter Zeitungen.

»Was ist das?«

»Von früher, als das Haus gebaut wurde«, sagte der Handwerker, Thad. »Die hat man als Isoliermaterial benutzt. Damals.«

Als Erstes bügelte ich diese Zeitungen. (Owen lachte, weil in all den Jahren, die wir schon zusammen waren, noch keiner von uns je etwas gebügelt hatte. Das Bügeleisen war mit dem Haus gekommen, wie eine ganze Menge anderer Kram.) Ich brauchte lange dafür. Ich brauchte bei weitem länger, als nötig gewesen wäre, weil ich von der Art und Weise gefesselt war, wie Gesichter, Bilder und Worte wieder eindeutige Formen annahmen. Die Knitterfalten waren wie ein verschwommener Blick, den ich manipulieren konnte. Außerdem hatte ich natürlich das Gefühl, mich in der Zeit rückwärts zu bewegen. Nicht nur, weil die Zeitungen alt waren, sondern weil das Zerknüllen einer Zeitung ein strikt nach vorne gerichteter Akt ist. Normalerweise nichts, was man tut, um es dann wieder rückgängig zu machen. Im Prozess des Bügelns ging es im Grunde um Wiederherstellung. Wiederherstellung, Klarheit. Und dann auch Verlust. Der Krieg. 1918. Der Erste Weltkrieg. Zerknüllte Zeitungen mit den Zahlen der Toten. Dem dokumentierten Aufkeimen der Hoffnung. Niederlagen. Toten über Toten. Heimkehrern und noch mehr Toten.

Ich knüllte ein paar Seiten erneut zusammen, um ein Gefühl dafür zu bekommen. Einfach nur dieser Akt, die Namen der Gefallenen klar leserlich und dann wieder unleserlich zu machen, dann wieder leserlich. Ich begann, mir Notizen zu Dauer und Vergänglichkeit zu machen. Ich begann, mir die Zeitungen in anderer Form vorzustellen. Als Dinge, die nicht zerknüllt werden konnten. In Stein gemeißelt. In Metall ge-

ätzt. Ich nahm eine und verbrannte sie in einer kleinen Kupferschale und hob die Asche auf. Warum? Ich wusste nicht, warum. Ich hatte aufgehört, vernünftig zu denken – was zu Beginn eines Projekts für mich *nicht* üblich ist. Doch hier war es von Anfang an anders. Hier ging es um Ideen, Intuition, etwas, das mich faszinierte und das ich nicht verstand. Und anfangs fühlte es sich auch richtig an.

Ich fotografierte das Badezimmer noch als Baustelle, machte Bilder von dem Zwischenraum in den Wänden, wo die Zeitungen gesteckt hatten. Ich sann darüber nach, dass diese Seiten verwendet worden waren, um Wärme zu speichern, und dass die Hitze des Bügeleisens sie wieder in Zeitungen verwandelte. Ich versuchte, daraus etwas zu machen. Ich dachte an die abgesprungenen Kacheln, stellte mir vor, dass sich der Druck nicht durch Temperaturschwankungen über Jahre hinweg aufgebaut hatte, sondern durch die Worte und Bilder selbst.

In einem kreativen Leben gibt es Momente, in denen man versteht, warum man tut, was man tut. Diese Momente mögen ein paar Sekunden dauern, bei manchen Menschen vielleicht auch Jahre. Welche Zeitspanne auch immer vergehen mag, es fühlt sich an wie ein einziger Moment. Und ist genauso zerbrechlich wie ein Moment, labil genug, um von einem Hauch zerschmettert zu werden, getrennt von all der anderen Zeit, die vergeht, einzigartig.

Doch dann verändert es sich; was anfangs so ungeheuer belebend war, fühlt sich festgefahren an, selbst wenn es mit einem Projekt gut vorangeht. Allmählich und unvermeidlich tritt Ernüchterung ein, und das Recht auf Passivität schwindet. Was ein Geschenk des Himmels war, gehört einem jetzt tatsächlich. Und dann ist es Arbeit. Dann ist es hart.

Bei Alisons Ankunft war ich bei diesem zweiten Stadium angelangt. Dem, das einem nicht nur dieses Gefühl unend-

licher Möglichkeiten, sondern auch praktische Entscheidungen abverlangt. Welche Form soll dieses Projekt annehmen? Mein ganzes Leben lang, selbst in meiner Kindheit, hatte ich immer nur Ansichten gezeichnet oder gemalt. Landschaften. Straßenzüge. Gebäude. Innenräume. Was zufällig vor dem Fenster lag. Seit wir aufs Land gezogen waren, waren es meist ländliche Ansichten gewesen, gelegentlich mal eine Dorfstraße. Für den bescheidenen Kreis der Menschen, die meine Arbeit kannten, waren meine Bilder aufgrund ihrer Präzision und der minutiösen Details unverkennbar. Und ich hatte immer ein Händchen gehabt für das Licht, eine Essenz, die eine Sprache zu sprechen schien, die ich fließend beherrschte, ein Vokabular aus Projektion und Schatten. Aber ich war nie eine besonders gute Porträtmalerin gewesen. Ich schaffte simple Ähnlichkeiten, wie jeder ernsthafte Kunststudent sie hinkriegen würde, doch menschliche Gestalten, menschliche Gesichter waren nicht meine Sache.

Und jetzt waren es diese Jungs, die auf den Fotos in den Todesanzeigen verewigt waren, und die Tatsache, dass sie als Kanonenfutter gestorben waren, was mich fesselte. Nicht wie sonst eine inspirierende Aussicht, sondern eher eine Geschichte. Ihr Tod und dann ihr zweckgebundenes Spuken in meinem Haus.

Ich verstand dieses Projekt zwar noch nicht, auch nicht, was es im Lauf der Zeit für mich bedeuten würde, fand aber die Faszination, die diese Todesgeschichten auf mich ausübten, bereits merkwürdig; schließlich war ich mir meines Talents bewusst, mich über etwas zu definieren, das ich verloren hatte, seit in jungen Jahren meine Mutter verstorben war, und ich war mir bewusst, dass der Tod meiner Schwester Charlotte dieses Talent noch gesteigert hatte. Die Malerei war immer ein Schutzschild gegen diese Wunden gewesen,

und meine Arbeiten waren stets menschenleer und von gnadenloser Schönheit, ein Trost für die hässlicheren Tatsachen menschlichen Daseins. Dass diese Tatsachen nun Eingang in meine Arbeit finden sollten, verwirrte mich; ihren Sog konnte ich jedoch nicht ignorieren.

Das waren also die Probleme, mit denen ich mich an jenem Morgen kurz vor meiner Begegnung mit Alison herumschlug, Probleme, auf die ich mich nach unserem Gespräch im Garten nicht mehr ohne weiteres einlassen konnte. *Halloooooo*... Unbefugtes Eindringen, diese Formulierung ging mir durch den Kopf, als handelte es sich um ein eindeutig negatives Ereignis, auch wenn hinter dieser ablehnenden Haltung gegenüber jeder Unterbrechung unserer Einsamkeit eine Neugier rumorte, die an Aufregung grenzte.

Außerstande, mich zu konzentrieren, gab ich es auf und las meine E-Mails. Und da, zwischen den politischen Petitionen, die ich unterzeichnen sollte, und den Ankündigungen einiger Vernissagen in Philadelphia, die ich nicht besuchen würde, entdeckte ich ein Schreiben von Bills Tochter Laine. Laine, die der Grund dafür war, dass Bill und ich einander kennengelernt hatten. Während ihrer Highschoolzeit war sie eine meiner Privatschülerinnen gewesen. Als Alison auftauchte, hatte Laine ihr Studium an der New York University seit einigen Wochen abgeschlossen und war noch in der Stadt geblieben, jobbte dort zeitweilig in einem Büro und nahm Malunterricht. Wir mailten einander regelmäßig, ungefähr alle zwei Monate, eine Tatsache, die ich vor Owen verborgen hielt, auch wenn ich es so nicht bezeichnen wollte. Ich hatte es einfach nie erwähnt, wie ich es vor mir selbst nannte. Ich freute mich immer, wenn ich in meinem Postfach ihren Namen sah, auch wenn mich bei ihren Mails jedes Mal unvermeidlich eine Welle von Traurigkeit erfasste.

*Also, Zeit, Dir vom Sommer zu berichten. Brennst Du nicht geradezu darauf zu erfahren, wie mein Abenteuer in der Großstadt sich entwickelt?*

Wir hatten im Frühjahr 2005 mit unserer gemeinsamen Arbeit begonnen, kurz nach Charlottes Tod. Damals, mit siebzehn, war Laine eine Nervensäge. Es war ihre Mutter gewesen (Georgia, für die ich später gewitterähnliche Gefühle entwickeln sollte), die mich angerufen und Laine *trotz allem* als sehr lieb beschrieben hatte. Und künstlerisch begabt – wie sie fanden. Sie suchten eine Aufgabe für Laine, in die sie sich vertiefen konnte, etwas, das sie davon abhielt, ein komplett gestörter, desinteressierter Teenager zu werden. Halb war sie schon so weit, auf dem besten Weg, sich auszuklinken, wie ihre Mutter es nannte; und ich empfand großen Respekt für Georgias freimütige Worte. Die meisten Teenager in meinem Unterricht, die Probleme machten, hatten Eltern, die sich beide Ohren zuhielten und alles schönredeten. Ich war gespannt darauf, eine Mutter kennenzulernen, die bereit schien, ihr Kind so zu sehen, wie es tatsächlich war.

Doch dann war es nicht die Mutter, die Laine an diesem ersten Freitagnachmittag zu mir brachte. Es war der Vater. Es war Bill.

Es war immer Bill.

Laine und ich arbeiteten eineinhalb Jahre lang miteinander, und in dieser Zeit wurde aus einem mürrischen, feindseligen Mädchen, das wild entschlossen war, jeden Erwachsenen vor den Kopf zu stoßen, eine hart arbeitende junge Frau, die unbedingt gefallen wollte – und außerdem eine verdammt gute Malerin. Und in all diesen Monaten, an all diesen Freitagnachmittagen und später dann freitags und dienstags, war es Bill, der sie brachte, und Bill, der sie abholte – weil Laine noch

nicht Autofahren gelernt hatte und weil das ihre ganz besondere Zeit miteinander war; und weil das Universum hin und wieder einfach darauf besteht, dein Leben auf eine Art und Weise aus dem Gleichgewicht zu bringen, um die du nie gebeten hast.

*Diese Malklasse, an der ich da teilnehme, ist es absolut wert, auch wenn ungefähr die Hälfte der Leute dort totale Freaks sind – und zwar auf keine gute Art. Aber der Lehrer ist wirklich hervorragend, wenn auch natürlich nicht so hervorragend wie Du ...*

Manchmal springt zwischen Lehrer und Schüler ein Funke über, selbst wenn ihre Arbeiten sehr verschieden sind, und das war unsere Geschichte. Während ich mich nie besonders zu figürlicher Malerei hingezogen gefühlt hatte, sah Laine sich damals schon als eine Art Porträtmalerin. Während ich es manchmal seltsam beunruhigend fand, in fremde Gesichter zu starren, wurde Laine sich immer klarer darüber, dass genau dies ihr Trost und Inspiration verschaffte. Und da Bill und ich am einfachsten als Modelle verfügbar waren, oder eben Laine selbst, wenn sie sich in einem von mir gestifteten Spiegel betrachtete, zeigten viele ihrer Bilder einen, zwei oder manchmal alle drei von uns. Gelegentlich tauchte sie auch mit Skizzen ihrer Mutter Georgia auf, was bedeutete, dass Georgia uns im Lauf einiger Wochen im Auge behielt. Hin und wieder hieß ich Laine, ihren Blick aus dem Fenster auf Philadelphias Skyline zu richten, oder ich nahm sie mit in den Fairmount Park und forderte sie auf, ihren Blick zu weiten und eher an das große Ganze zu denken, an das Zusammenspiel des Lichts mit anderen Dingen als einem Gesicht; doch sie wandte sich immer wieder dem zu, was sie liebte.

»Das ist das Einzige, was mich interessiert«, sagte sie.  
»Menschen.«

»Nun, mich auch, schätze ich. Aber es gibt mehr an einem Menschen als nur den Menschen selbst.«

*Ich habe gerade mit Dean Schluss gemacht – der in Wirklichkeit nicht einmal Dean heißt, wie sich herausgestellt hat. Ist das zu glauben? Er hatte diese James-Dean-Fixierung, und der Name war eine Art Hommage, und ehrlich, wenn ich das von Anfang an gewusst hätte, hätte ich mir die drei Monate erspart, bis ich herausfand, was für ein präventiöser Mächtetern-Hipster-Idiot er tatsächlich ist. Aber wenigstens waren es nur drei Monate ...*

Im Verlauf dieser Monate, in denen sie und ich miteinander arbeiteten und stritten und uns entwickelten – wir beide –, bahnte sich zwischen mir und Bill etwas an, auch wenn wir eine bestimmte Grenze nie überschritten oder mehr taten, als uns miteinander zu unterhalten. Und wir sprachen nie über irgendetwas, das auch nur im entferntesten unangemessen gewesen wäre. Ich war gleich zu Anfang mit Charlottes Tod herausgeplatzt, vielleicht als Entschuldigung für einen Terminfehler, der mir unterlaufen war, da meine Gedanken immer noch konfus waren und mein Gehirn nicht richtig funktionierte; wie sich herausstellte, hatte auch er ein Geschwister verloren – einen Bruder, als sie noch klein gewesen waren. Bei einem Brand; auch Bill hatte sich in dem Haus befunden, war aber rechtzeitig gerettet worden. Ich erinnere mich daran, wie die Umgebung nur für einen Augenblick zu erstarren schien, als er mir das erzählte, als benötigte ich eine Pause von der Realität, um ihn und uns alle neu darin zu verorten.

Ich hatte seinen Anzug, seinen Aktenkoffer, seine klar umrissene, anwaltliche Präsenz sehr rasch abgetan und sie für sein wahres Ich gehalten. Ich hatte mich so sehr getäuscht. In all den folgenden Monaten sprachen wir weder ausschließlich noch besonders häufig über unsere Trauer, überhaupt nicht, doch wir teilten eine Vertrautheit miteinander, wie ich sie mit Owen nicht empfand. Und zunehmend teilten wir auch Laine. Seine Tochter, die auch ich großzog – in gewisser Weise. Die mich brauchte. Die einiges von meinen Sichtweisen, meinem Wesen übernommen hatte. Ich hätte nie gesagt, dass sie zu uns gehörte, zu uns beiden, doch in meinem tiefsten Innern empfand ich es so.

»Weder Georgia noch ich haben die geringste kreative Ader«, sagte Bill. Und staunte auf eine Weise über meine Arbeit, die ich nicht gewohnt war, da ich mich in Künstlerkreisen bewegte, wo man einfach davon ausging, dass jeder ein Talent hatte. Für Bill kam die Tatsache, dass ich eine Leinwand mit öliger Schmiere aus Tuben füllen konnte und ein sowohl schönes als auch – wie er immer wieder behauptete – emotional faszinierendes Ergebnis erhielt, einer übermenschlichen Fähigkeit gleich. Dass ich seiner Tochter helfen konnte, das Gleiche zu tun, war für ihn ein Wunder. Er besaß eine Unschuld, eine Unschuld meiner Welt gegenüber, die auf mich letztlich so anziehend wirkte, dass wir uns nicht mehr für unschuldig erklären konnten, selbst wenn wir es gewollt hätten.

Manchmal, wenn Laine uns als Modelle benutzte, bat sie uns, regungslos sitzen zu bleiben, während wir uns unterhielten, und gelegentlich bestand sie sogar darauf, dass wir nicht einmal die Lippen bewegten – beinahe so, als spürte sie, dass etwas passieren könnte, was sie versuchen sollte, zu verhindern.

Doch nichts konnte verhindern, was dann geschah.

Laine in jener Zeit zu beobachten war, wie sich die Zeit-





Robin Black

**Portrait einer Ehe**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71589-3

btb

Erscheinungstermin: Januar 2018

Augusta und Owen sind von der Großstadt Philadelphia aufs Land gezogen, wo sie ein ruhiges Leben führen, wo sie Raum für sich und ihre Kunst haben, Gus als Malerin, Owen als Schriftsteller. Doch ihre Verletzungen konnten sie nicht zurücklassen: Gus hatte eine Affäre, und nun versuchen die beiden, ihre Ehe zu retten. Als ins nächstgelegene Haus eine neue Mieterin einzieht, ändert sich das stille, isolierte, vorsichtige Leben des Paares grundlegend ... Ein kluger, intensiver Roman über die Liebe, vor allem über die Liebe in der Ehe, über das, was sie zerstören und was sie erhalten kann.



[Der Titel im Katalog](#)